



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blau und Weiß

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Götzendienst mit dem Namen Bismarck treiben. Als ob nicht gerade Bismarck, zu Zeiten bewußt, zu Zeiten instinktiv, in der Herausbildung des Reichs aus dem Zollverein, in der Tripelallianz und in der Kolonialpolitik dem gesunden Trieb: Heraus aus der Enge! so mächtig gedient hätte. Auf die Gefahr hin, daß man mir die Eigenschaft eines Realpolitikers abspricht, muß ich erklären, daß ich den zehnten Teil der Worte und der Tinte, die in der sentimentalen Burenbegeisterung verschwendet worden sind, auf den mitteleuropäischen Zollverein verwandt als eine ungemein glückliche nationale Anlage betrachten würde. Für mich giebt es überhaupt in der europäischen Politik westlich von der Weichsel keine größere Frage als eben diese des Zusammenschlusses der Völker und der Staaten, die zum Teil seit Jahrtausenden nur Gegensätze unter sich anerkannt haben, zu einem Bunde, der zunächst ihre wirtschaftlichen Interessen gegen die Riesen im Osten und Westen kräftig vertritt. Welcher Macht Europas ist aber diese Frage näher gelegt, als dem im Herzen des Erdteils liegenden Deutschland? Ich wage zu behaupten, daß seine eigne Zukunft noch mehr als die von Mittel- und Westeuropa von der Stellung abhängt, die es dazu einnimmt.



Blau und Weiß



iesesmal bedeutet „Blau und Weiß“ nicht die bayrischen Landesfarben, sondern die Uniform eines stolzen sächsischen Kavallerieregiments, der Dresdner Gardereiter, von denen zwei Schwadronen bis in die sechziger Jahre hinein in Pirna lagen; dort und in Dresden, wohin dann diese zwei Schwadronen verlegt wurden, spielt eine soeben bei Fr. Wilh. Grunow erschienene zweibändige Erzählung von Georg Stellanus, dem Verfasser des früher in demselben Verlage herausgekommenen prächtigen Buches „Weihnachten auf Wildbegg.“ Damals haben wir in den Grenzboten auf die vollendete Kunst dieser ganz einzigen Erzählung aufmerksam gemacht, die historisch wirkende Stilhöhe in der Führung der Haupthandlung, die verschwenderische Fülle der aus den verschiedensten Lebensgebieten gegriffenen Einzelschilderungen, die Sicherheit einer glänzenden, mit neuen Wendungen überraschenden Diktion, die gleichsam spielend das Außerste wagt und dabei immer völlig korrekt bleibt. Eine solche Vereinigung so vieler Vorzüge in einem Buche, das unter Dutzenden von (äußerlich!) feinesgleichen den Weg in die Öffentlichkeit macht, setzt nicht nur die Bildung langer Jahre voraus, sondern vor allem auch eine Kenntnis der Welt, eine Übersicht bis zu ihren Höhen und ragenden Gipfeln, von denen die meisten nur nach Hörensagen erzählen, weil man nur von einer bevorzugten Lebensstellung aus nahe an sie hinantreten kann, und was sich nun aus alledem Besondres für ein solches Buch ergibt, auch dieses wirkliche (nicht bloß sogenannte) Vornehme,

nicht nur der einzelnen Personenrollen, sondern auch der Haltung im ganzen, das zu unterscheiden und nach Gebühr zu schätzen fordert ja wohl im allgemeinen etwas mehr Muße und ruhiges Nachdenken, als sich die meisten Leser in unsrer elektrotechnischen Zeit zu gönnen vermögen. Freilich auch ein gewisses Maß von gutem Geschmack, das z. B. von einem zu verlangen unbillig wäre, der sich an Maitäferkomödien ergötzen kann oder gar selber solche „dichtet.“ Wer dieser Blumen eine brach, begehre die andre nicht. Wir glauben, daß Georg Stellanus in diesem Punkte unsre Ansicht teilen wird, und wir meinen ein wenig in seiner Seele gelesen zu haben, als wir eine Stelle seines neuesten Buches „aktuell“ zu verstehen suchten. Er liebt es vielfach, in der Weise Sean Pauls oder auch Wilhelm Raabes, Betrachtungen des Erzählers in den epischen Bericht einzustreuen, und einmal meinen wir auch so etwas von einer Abrechnung mit Andersdenkenden, anders Urteilenden (die man auch wohl Rezensenten nennt) herauszuhören, was uns so gelungen und so fein gedacht vorkommt, daß wir es verkürzt hierher setzen müssen.

Ist es dem Leser aufgefallen, daß wir uns gar zu gern ein wenig verweilen, wenn wir mit angenehmen Menschen zusammen sind? Nicht wahr, ja? Eine Schwäche ist das freilich, aber keine Sünde, und manchmal werden wir breitspurig, weil wir denken, daß sich der Leser, durch geniale Schriftsteller verführt, von irgend einer Sache einen falschen Begriff machen könnte; dann kann der Leser entscheiden zwischen den Genialen, die sich Menschen und Verhältnisse zurechtdrehen, wie sie sie brauchen, und uns, die wir uns bescheiden mit der Wiedergabe dessen begnügen, was wir wirklich gesehen haben. Unser kleiner, hier geschilderter Kreis sieht dem Bilde, das die Genialen von derlei für ihre Leser zu entwerfen pflegen, nicht gerade sehr ähnlich; es fehlt alles Ungeheuerliche, was uns in den Büchern jener bestrickt, und es finden sich nur Leute, die, ohne es zu wollen, Virtuosen auf einem Instrument geworden sind, das die Genialen mitunter nicht aus nächster Nähe kennen, dem Instrument der als Selbstzweck gepflegten, den Lebenslauf eines Individuums ausmachenden Geselligkeit. Es ist nicht unsre Absicht, das Ding aus allen Tonarten zu prüfen, denn der Rat des Knaben mit der schönen lichten Gabe: Tages Arbeit, abends Gäste! gefällt auch uns besser, wir wollen nichts weiter, als ein richtiges Bild geben, damit der Leser sieht, warum die Leute in diesem Gesellschaftskreise so einfach und durchsichtig waren und nicht so kompliziert, absurd und verzwickelt, wie sie uns bisweilen von den Genialen, aber zum Beispiel nicht von Balzac geschildert werden. Die Virtuosität der Leute, die in Geselligkeit machen, besteht in einer durch lange Gewöhnung erreichten erstaunlichen Sicherheit, in einem feinen Auge für die Schattierungen dessen, was man zu leisten hat und was man beanspruchen kann, in einem zum Instinkt gewordenen Takt, der sie lehrt, unter allen Umständen dem Schicklichen vor dem Grotesken, egoistisch Genialen, dem Durchschnittsmenschen vor dem Übermenschen den Vorzug zu geben. Dazu kommt in den meisten Fällen neben feinen, anmutigen Formen eine besondere Fertigkeit und Ausdauer in Besprechung des Alltäglichen; man glaubt immer etwas Wichtiges zu hören, was doch bei

späterm Nachdenken so klein und spärlich erscheint, daß man nicht begreift, wie es so zuversichtlich hat ausgedoten werden können. Der erste Eindruck, den das vollendete Zusammenspiel einer Anzahl ihre Rollen meisterhaft beherrschender Künstler und Künstlerinnen auf jeden machen muß, der nicht von Vorurteil, Klassenhaß oder verletzter Eitelkeit geblendet wird, ist der einer wohlthuenden Einfachheit und Natürlichkeit, eines mühelosen Bestrebens, sich und andern das Leben so angenehm wie möglich zu machen durch Rücksichten und billiges Abwägen aller Verhältnisse. Es geht alles so glatt, Szenen macht und GOTTISEN sagt man sich nicht, weil es nicht Sitte ist; wenn man lügt, so geschieht es, um die Fiktion eines ewig heitern Himmels aufrecht zu erhalten; für Leute mit einem anspruchsvollen Ich und überschwänglichem Ideenreichtum ist dieses fein abgewogene Leben nichts. Es werden den Leuten Dinge zur andern Natur, die der Außenstehende für Ziererei halten kann. Widersprechen können sie ebensowenig, wie wir auf die Diele spucken könnten, und für das, was man nicht sagen darf, weil es eine ihnen nur ganz allgemein als A vor-schwebende Person verletzen könnte, haben sie einen nach allen Richtungen hin ausgebildeten sechsten Sinn. Wir sprechen hier übrigens, bemerkt STELLANUS zu den Personen seiner Erzählung, selbstverständlich nur von den Leuten, die 1866 in diesem Hause beisammen waren. Seitdem sind Maß und Gewicht völlig verändert, wir sind anglistisiert, amerikanisiert, und einer, der zum Diner die Treppe heraufkommt und eben mit seinem Automobil die Fußgänger dezimiert hat, wird es auch in der Unterhaltung mit den Rechten seines Nachbarn nicht sehr genau nehmen. Den Fortschritt, er mag aussehen, wie er will, zu beklagen, ist nicht weise, vorwärts blicken ist die Parole, aber das schließt das rein historische Behagen am Vergangnen nicht aus.

Dieser zweite Band von Weiß und Blau, der das Leben hoher und höchster Kreise seit der Verlegung der zwei Schwadronen in die Residenzstadt behandelt, mit erkennbarer Beziehung auf Dresden, aber so, daß nicht mit Fingern gezeigt wird, sondern alles Außerliche leicht verändert worden ist, bringt uns innerhalb einer wahrhaft souveränen Schilderung, die in jede Einzelheit einbringt, auch die Entwicklung des eigentlichen Romans, zu dem der erste Band nur das Vorspiel giebt. In Pirna, wo die schweren Reiter noch in Bürgerquartieren liegen, fühlen wir uns wie auf dem Lande und sind unter dem Volk. Die handelnden Personen sind einige Offiziersburschen mit ihren Verwandten und Verhältnissen, dann einige Personen höhern Standes, ein junges Offiziershepaar und ein Referendar, ein reiches englisches Fräulein und ein noch reicherer, menschen scheuer Holländer, beide mit einer geheimnisvollen Vergangenheit, die sämtlich später mit in die Residenz hinüberziehen und dann in dem Roman zu spielen haben, bereiten sich zunächst noch sehr zurückhaltend auf ihre späteren Rollen vor, sodaß das Milieu des ersten Bandes wesentlich volkstümlich ist. Wir haben uns manchmal während des Lesens gefragt, welcher dieser beiden sachlich und im Ton verschieden gestimmten Bände vorzuziehen sei, und darauf vom Standpunkte dessen, der die Kunst der Beschreibung auf ihre Wirkung ansieht, keine Antwort finden können, denn der Ver-

fasser ist in beiden Bereichen zu Hause, und er zeichnet dort und hier gleich scharf, lebendig und farbig. Auf dem niedern Gebiete, wo die „Dragonder“ und ihre Schätze und deren Behüterinnen handelnd auftreten, oder die Ackerbauer, die ihre Kinder in dem Landstädtchen besuchen, könnte er manchen Konkurrenten haben, auf jenem höhern kaum einen, denn die, die es ihm da in der Kenntnis gleichthun könnten, machen sich als Schriftsteller mit den äußern Nichtigkeiten des Lebens zu schaffen, während er, wo er diese Außerlichkeiten behandelt, sie uns substantiell vorführt und mit einem Realismus, als hätte er selbst diese Feste mit geleitet, die Quadrillen kostümiert, die lebenden Bilder gestellt, dem Empfange der allerhöchsten Herrschaften in den Palasträumen ihrer Vasallen selbst mit beigewohnt. Was ein gutdressierter Offiziersbursche vermag, wie es in einem einfachen Haushalte hergeht, was die Toilette der Frauen nach den verschiedenen Gelegenheiten erfordert, wie sich in den Zimmereinrichtungen der Charakter ihrer Bewohner spiegelt, was die alte und die neue Zeit in diesen und andern Dingen unterscheidet, alles das wird bis in die kleinsten Beziehungen unserm Nachdenken nahe gebracht; es wird dann aber doch nur als die Umwelt des Lebens, Denkens und Handelns dieser Kreise gestaltet, das die Form eines vielfach verschlungenen modernen Gesellschaftsromans annimmt. Es geht über unser Vermögen, von dem glänzenden Gewebe aller dieser hin und her geführten Fäden, der Annäherungen und Trennungen und Wiedererkennungen, der Verwicklungen und Lösungen in der Kürze, deren es hier bedürfte, unsern Lesern eine Vorstellung zu geben. Vieles erinnert uns an die Kunst des Schilderers von „Weihnachten auf Wildegg,“ aber dort werden wir manchmal entrückt in die Gefilde der dichtenden Romantik, während wir hier trotz den wunderbarsten Verkettungen immer den festen Boden einer bestimmten Wirklichkeit unter unsern Füßen fühlen. Wohlthuend berührt die hohe Lebensauffassung, wir haben immer mit anständig denkenden Menschen zu thun, und die wenigen zweifelhaften Elemente wagen sich nicht zu weit vor. Ein exotisches junges Frauenzimmer läßt sich in ein gräßliches Haus einführen, den Haupt sammelplatz der feinen Welt von Blau und Weiß, und trägt zum Akte der Vorstellung als das Neueste von Pariser Lebensart ein in jeder seiner Phasen meisterhaft dargestelltes Hinwelken und sofortiges Wiedererblühen bei, das die Rolle eines Knickes vertritt; der Hausherr macht ein Gesicht, als ob er zu enge Stiefel an hätte, und scheint durch die Art, wie er gleich nach der Vorstellung in eine steinerne Anteillosigkeit versinkt, andeuten zu wollen, daß er lieber nichts mit diesem Schmetterling zu thun haben möchte. Die Hauptpersonen schwimmen auch keineswegs alle in Luxus und Reichtum, vielmehr haben gerade die, auf deren Führung der Verfasser am meisten Nachdruck legt, sehr mit dem Zuschnitt enger Verhältnisse zu rechnen, und die allgemein in diesen Kreisen herrschende Anschauung ist die, daß die Werte des Lebens tiefer liegen. Diese sind auch nicht etwa bloß bei den Vornehmen zu suchen, sondern sehr weit unten zu finden, wo nur immer die Hauptsache vorhanden ist, das feine Gefühl oder richtiger die feine Gefinnung. Der reiche holländische Sonderling, dem alles rings um sein sorglich eingefriedigtes Besitztum fremd ist, kommt

allmählich mit zwei Rekruten, die auf dem kleinen Nachbargrundstück in Quartier liegen, auf einen behaglichen Fuß zu stehen, er hat mit dem richtigen Gefühl, das Leuten seiner Art eigen ist, herausgefunden, daß er in guten Händen ist, Übergriffe und Taktlosigkeiten hat er von ihnen nicht zu befürchten. Nach dieser Richtung hin völlige Sicherheit zu gewähren, ist das Monopol aller wirklich feinen Leute, sie mögen gesellig einer höhern oder niedrigeren Stufe angehören. Die Unfähigkeit, über diesen wesentlichen Punkt in jedem einzelnen Falle zu einem klaren Urteil zu kommen, verleitet eine Menge Menschen zu dem doppelten Irrtum, daß sie denken, sie seien geborgen, wenn sie ihren Umgang recht hoch oben suchen, oder gefährdet, wenn sie das Gegenteil thun. Nur vorurteilsfreie Menschen mit klarem Blick wählen in solchen Lagen richtig, und ein solcher war demnach der Jontheer, den uns der Verfasser zeichnet, trotz allen seinen Sonderbarkeiten. Und wieviel Takt und richtiges Gefühl durch das unbeholfne Gerede der Offiziersburschen und ihrer Heimatsgenossen durchsickert, das ist manchmal geradezu rührend.

Aber wir sind ja alle nicht mehr naiv genug, den Inhalt eines solchen Buches bloß als Geschichte oder Fabel in uns aufzunehmen, und wenn wir uns in diesem Falle immer wieder ein Bild machen müssen von dem Manne, der mit seinen Gedanken hinter dem Buche steht und die Fäden, die er in sicherer Hand hält, durcheinander spielen läßt, so wandelt uns etwas wie Ehrfurcht an, sollen wir sagen vor dieser zentralen Weisheit, oder vor dem weiten Umblick und dieser Fülle von Kenntnis und Erfahrung, an die kein weiteres Lob hinanreichen würde. So möchten wir nur noch sagen, daß wir zu den sichern Lesern von Blau und Weiß zunächst die zahlreichen Freunde der in den letzten Jahren so schön aufgeblühten sächsischen Volkskunde rechnen. Sie finden in dem ersten Bande des Guten so viel, daß ihr Herz lachen wird. „Es ist eine eigne Sache um die Lindenblüte. Als Thee wirkt sie kühlend, beruhigend und heilsam, als frischer Duft direkt vom Baume weg ist sie das Gefährlichste, was es geben kann. Tausendsassa Lenz, der übelbeleumdete und vielfach steckbrieflich verfolgte, der unter hundert Fällen neunundneunzigmal daran schuld ist, wenn die Mädchen nicht an die Zeit denken, bekränzt sich besonders gern mit Lindenblüte.“ Und nun folgt ein abendlicher Wandel in bunter Reihe durch die Baumalleen von Pirna unter den Klängen eines zur Ziehharmonika gesungenen volkstümlichen Liedes von dem poetischen Werte der einigen unsrer Leser vielleicht bekannten Nationalhymne von Großenhain, dessen ganzen Zauber man nur empfinden konnte, sagt der Verfasser, wenn es die dritte Schwadron sang mit ihrer unnachahmlich gläubigen und genußreichen Versenkung. „Mancher wird sich mit Wehmut der Zeiten erinnern, als er noch halb träumend einstimmte, wenn die Kolonne im weichen Sande geräuschlos dahinsackerte, und die Kameraden sangen: Ach, ihr Herz war wund und selig usw.“ Wir denken uns also ferner das reizend gebundene Buch auf den Weihnachtstischen der einstigen und jetzigen Gardereiteroffiziere und endlich mit Rücksicht auf den Inhalt des zweiten Bandes, als eine Art höherer Volkskunde, in den Händen aller derer, die für diese geistvoll gezeichneten Bilder aus dem

Leben der Dresdner Gesellschaft von ehemals Sinn und Geschmack haben. Unfern Maitäferfreunden aber gönnen wir außer ihren eignen Insignitäten auch noch die mancherlei andern, mit denen die Moderne den heurigen Weihnachtsmarkt zu beschicken angefangen hat.



Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg

(Fortsetzung)



er Winter ist ein gieriger Mann. Er verschlingt nicht allein das blühende Leben des Sommers, er verzehrt auch den Sommerverdienst der armen Leute. Darum müssen sie, die allein von ihrer Hände Arbeit leben, in jedem Frühjahr auf demselben Punkte wieder anfangen, bis die Ermattung kommt, die so viele leichtsinnig und gleichgültig macht.

Für die, die auf den fetten Landstrichen wohnen, wo sich die wohlgebauten Höfe hinter einem Wall von hohen Heuschobern und Kornhausen verbergen, und wo gutgenährtes Vieh in den mit Stroh gestreuten Ständen wiederkaut, für die kann der Winter eine angenehme Abwechslung sein. Sie können in ihrer warmen Ofenecke sitzen und aus silberbeschlagenen Pfeifen rauchen, die sie vom Großvater geerbt haben, und sie können des Nachts tief in die Federbetten sinken, deren Überzüge auf dem Webstuhl ihrer Mutter gewoben worden sind. Aber für die Ansiedlerleute draußen auf der Heide und dem Dünenstrand ist der Winter ein unwillkommener Gast. Sie haben nicht von den Eltern gekommene Wohlhabenheit, nicht volle Fleischerkoffer und keinen festgegründeten Kredit, auf den sie sich stützen könnten. Und der Winter hemmt alle Wirksamkeit, die sie doch zu ihrem Ziele bringen sollte; er jagt die Männer ins Haus und zwingt sie zu einem Stillleben in ihren vier Wänden.

Sören Brander kam immer noch leichter durch den Winter als die andern Dünenbewohner, denn das Korbflechten, wozu der Vater vor seinem Tode noch den Anstoß gegeben hatte, war nun zu einem Erwerbszweig geworden, der das ruhige Leben der Winterzeit mit Emsigkeit erfüllte und allmählich Geld in den Beutel schaffte. Als die Tage kamen, wo der Frost alle Arbeit im Freien unmöglich machte, und der Schnee überall die Erde zudeckte, erhob sich Sören, lange ehe es Tag wurde, von seinem Lager und schwang beim Schein einer Laterne den Dreschflegel. Bei Tage ging er dann hinaus auf die Heidehügel, wo das zarte Grün des Wacholderstrauchs aus dem Schnee hervorsah. Er schüttelte die Zweige, daß der Schnee herunterrieselte, dann fühlte er den verkrümmten Verzweigungen nach, schnitt mit seinem Hakenmesser ab oder riß Busch um Busch mit der Wurzel aus, sodaß seine Hände zuletzt ganz aufgerissen waren, band das Gewonnene in Bündel, die dann die Ochsen auf dem Schlitten heimführten. Von dem Tage an, wo das Korbflechten seinen Anfang nahm, bis der Frühling einzog, duftete das ganze Haus nach Wacholder. Und dieser Wacholderduft hielt bei den Eheleuten die Erinnerung an den alten Brander wach, und Sören wie Ane dachten, daß das doch eine recht gesegnete Stunde gewesen sei, wo sie ihn zu sich ins Haus genommen hatten.

Aber der Sommer! Nein, da braucht das arme Volk keine Feuerung, und die Kinder brauchen keine warmen Kleider, und wer kein Haus hat, findet leicht